

Friends forever

für C.

von Anik Sonnenblum

It's a sin that somehow light is changing to shadow (Pink Floyd, On the turning away)

„Es ist nur Jogurt“, erkläre ich C., die mir gegenüber sitzt und den Löffel in ihren zittrigen, knorrigen Fingern, welche den Ästen eines verwegen-verkommenen Apfelbaums Konkurrenz machen könnten, befremdet anstarrt. Manchmal vergisst sie, dass Jogurt einfach nur Jogurt ist, ebenso, wie sie sich nicht mehr dran erinnert, dass ihr Mann schon lange tot und sie keine flotte fünfzig mehr ist. Dann möchte sie wild aufspringen, tanzen und johlen, aber diesen Wunsch erkenne nur ich; die Pfleger, die gutmütigen Schrittes herbeieilen und die schwächliche Dame, die ohne ersichtlichen Grund aus Decke und Sessel fällt, mit Pillen und Käpselchen beruhigen, sind der Meinung, sie erlitte ab und zu einen Anfall von plötzlicher Muskelschwäche. Aber da liegen sie falsch, denn während C. dürr und beinahe lautlos, aber mit heldenhaftem Anmut zu Boden sinkt, höre ich, dass sie leise und mit beinahe unerträglich hoher Stimme *Funkytown* von Lipps Inc. summt. Die Schwestern vernehmen darin natürlich ein schmerzliches Jammern, aber ich lächle tief drinnen und denke an durchgetanzte Nächte und glücklich kaputte Schuhe.

Ich sehe C. an, sie grinst, nickt, kostet; ein bisschen suspekt ist ihr der weiße Brei immer noch, sie isst ihn dennoch bedächtig und schaut mit glänzenden Augen auf den Weihnachtsbaum, den Schulkinder mit viel Liebe und grauenhaft falsch intonierten Liedern den Heiminsäßen dargebracht haben. Sehr alte Frauen mögen glänzenden Kitsch, ich kann das bestätigen, und so blicken wir beide verschleiert auf die bunten Kugeln, die das Licht reflektieren, C. friedlich dement und ich gemächlich auf dem Weg in denselben Zustand.

Wir beide, C. und ich. An manchen Tagen vermute ich, dass sie nun über Nacht auch mich vergessen, ihr Gehirn weiteren Ballast einfach abgeworfen hat. Umso intensiver ist mein Aufleben, wenn ich an ihren Augen erkenne, dass die Stunde, in der wir uns wieder so fremd werden, wie uns alle Menschen nur am Tag unserer Geburt fremd sind, noch nicht geschlagen hat. Auch ich spüre, wie ich mich auf Zeitlupenwellen von den Ufern der Realität wegbewege, schaukelnd durch Nebel, mal klaren Himmel, dann wieder die Hand vor Augen nicht erkennend. Aber ich Sorge mich nicht, wir sind hier gut aufgehoben. Ich versuche nur, einzelne Bilder in der Ausstellung meines Lebens sooft als möglich zu betreten, um zu verhindern, dass sich die Gemälde unter meinen Blicken in Farben und Wasser auflösen und mir zu undurchsichtigem Schlamm zerrinnen.

Kunstwerke, das sind sie tatsächlich, diese feingesponnenen Erinnerungen, und ich bestaune sie vorsichtig, um nicht alle lieb gewonnenen Eindrücke von einst gierig aufzusaugen und mich für immer in ihnen zu verlieren.

Eines dieser Bilder ist aus der Vogelperspektive aufgenommen. Es zeigt einen Wiesenstreifen; an der Färbung des Himmels kann man erkennen, dass der Sommer träge geworden ist und in den Herbst übergeht. Im Gras sitzend, über Emil Sinclair und Harry Haller sinnierend, sitzen C. und ich, unberührt vom Leben, noch nicht zerkratzt, sondern ganz und heil, so wie wir es auch jetzt wieder sind. Wir haben einander jeden Tag und lassen uns in diese Selbstverständlichkeit hineinfallen. Die Abende sind lau, und wenn wir kurz innehalten, erahnen wir die Wolken, die über unseren Köpfen aufziehen werden, wenn wir ratlos an plötzlichen Weggabelungen anhalten und den Blick voneinander abwenden.

Ein anderer Eindruck: Wir beide, wie wir einander gegenüberstehen, unbekannt, verletzt, verwirrt und erstmals verbittert. Wir möchten uns gerne die Hände reichen und berühren nur unsere Schatten.

Und dann, irgendwann, finden wir uns wieder, ohne wirklich auf der Suche gewesen zu sein. Wir sehen uns an und sehen das eigene Ich, kindlich und wahr, in den Augen des anderen.

Manche späteren Bilder sind mit einer Schicht aus salzigen Tränen und Staub bedeckt, ich versuche, sie abzuwischen, um alles deutlich betrachten zu können, aber es will mir nicht gelingen, und eigentlich laufe ich mittlerweile meinen eigenen Vorstellungen und Gedanken hinterher, ich kann nicht ganz verstehen, was ich hier zu finden versuche. Ich greife nach weiteren Portraits und halte erst skizzenhafte Aufzeichnungen, dann leere Rahmen in den Händen, die schließlich modrig in meinen faltigen Händen zu Staub zerfallen.

Ich blicke nach vorne und sehe grünes Gestrüpp, das bunt geschmückt ist, seltsam anmutet und in mir ein wohliges Gefühl auslöst, ich rieche Lebkuchen, oder ist es doch alte Baumrinde? Wer kann das schon sagen. Ich entdecke verwundert, dass ich eine kleine Schüssel, die mit einer weißen Masse gefüllt ist, mit der linken Hand ungelenk umklammere; auf meinen Knien liegt ein Löffel und ich versuche zitternd, danach zu greifen. Staunend bemerke ich, dass sich auch meine Lippen bewegen, was murmle ich, sage ich überhaupt etwas? Ich möchte mich gerne fassen, sehe mich um und schließlich in die Augen einer sehr alten Frau, die, in eine Decke eingewickelt, neben mir sitzt und mich eindringlich und liebevoll mustert. Ich kenne sie nicht, aber nah bei ihr möchte ich mich ausruhen dürfen. „Es ist nur Jogurt“, sagt sie, und ich glaube ihr.

ENDE